

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 8

Artikel: Kinder im Spital : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kinder im Spital



Illustration Rose Marie Joray

Eine große Zahl von Antworten zeugt vom lebhaften Interesse, das unsere Leserinnen und Leser allen Fragen entgegenbringen, die mit der Hospitalisierung von Kindern zusammenhängen. Neben Ärzten und Schwestern haben sich vor allem Mütter und auch einige Väter zum Wort gemeldet. — Um möglichst viele verschiedenartige Beiträge bringen zu können, geben wir einzelne nur auszugsweise wieder. Etwas zu kurz kommt dabei, was fast in allen Briefen, die von Eltern stammen, deutlich ausgesprochen wird: eine große Dankbarkeit gegenüber Ärzten und Schwestern, welche die kleinen Patienten mit viel einführendem Verständnis und großer Hingabe und Aufopferung betreuen.

Es liegt am Thema, daß in der Mehrzahl der Antworten von kleineren und größeren Schwierigkeiten die Rede ist; denn wo alles reibungslos abläuft, wo sich überhaupt keine Probleme stellen, da gibt es auch nicht viel zu berichten. Es fällt jedoch auf, wie sehr sich die Eltern bewußt bemühen, in ihren Kindern das Vertrauen in Ärzte und Schwestern zu wecken und zu stärken. Die meisten haben gute Erfahrungen gemacht, wenn sie das Kind vorher gründlich und sachlich auf alles vorbereiteten, was seiner im Spital wartete. Die häufigsten Schwierigkeiten ergaben sich dort, wo die Kinder zu klein waren, um solche Erklärungen zu verstehen, bei den Ein-, Zwei- und Dreijährigen. (Von einem hospitalisierten Säugling berichtet nur eine einzige Einsendung; wahrscheinlich ist uns zu wenig bewußt, wie stark auch Säuglinge eine Veränderung ihrer Umgebung wahrnehmen.) Kleinkinder empfinden die Trennung von der Mutter besonders schmerzlich, und die Frage, ob und wie oft die Mutter sie besuchen darf, gewinnt in diesen Fällen ein enormes Gewicht, wie denn überhaupt mehr als die Hälfte der Zuschriften sich mit dem Besuchsproblem auseinandersetzt. Deutlich geht hervor, daß es jenes Kind im Spital leichter hat, dessen Eltern es regelmäßig besuchen können. Und man fragt sich, ob nicht mancherorts durch eine großzügigere Besuchsregelung mit geringem Aufwand große Härten vermieden werden könnten. Im Zusammenhang mit der Rundfrage wird der Chefarzt eines Kinderspitals in einer der nächsten Nummern besonders auf dieses Thema eingehen.

Selbst wenn hinter dem einen oder andern Brief viel Leid steht, so wird doch überall der Wille spürbar, dem Kind das Kranksein ohne viel Klagen tragen zu helfen. Und viele Eltern, vor allem solche älterer Kinder, haben erfahren, daß das Gemeinsam-Durchleben einer schweren Zeit die Beziehung zwischen Eltern und Kind vertiefen kann. Für manches Kind ist die Spitalzeit zu einem bereichernden und sogar glücklichen Erlebnis geworden.

H. R.-G.

Mein Mann ist Spittalkinderarzt, und wir haben selber vier Kinder. Das Problem «Kinder im Spital» liegt mir deshalb besonders am Herzen. Wichtig dünkt mich, daß man nie, gar nie mit dem Spital droht, denn

Ängste und Schrecken einer solchen Drohung lassen sich im Ernstfall nicht mehr rückgängig machen.

Unser sechsjähriger Tobias mußte sich einer Mandeloperation unterziehen. Zwei Wochen vor Spitaleintritt erzählen wir dem Kleinen von den bösen Dingen in seinem Hals, die man herausnehmen muß, damit er ein großer, starker Bub wird. Nach den ersten Tränen beschließen wir zwei, uns das Spital einmal von außen anzuschauen. Wir spazieren rund um das riesige Gebäude, raten, hinter welchem Fenster sein Bettchen auf ihn wartet und welche der vielen ein- und ausgehenden Schwestern ihn wohl pflegen wird.

Auf dem Heimweg posten wir eine neue feuerrote Zahnbürste als erstes Spitalutensil. Während der folgenden Tage spielen wir immer und immer wieder Mandeloperation. Tobias, seine Geschwister, alle Bäbi und ich figurieren abwechselnd als Ärzte, Schwestern und Patienten. Wir empfangen die kranken Kinder, fragen nach ihrem Namen, fahren mit dem supponierten Lift bis in den obersten Stock, schreiben Personalien auf, legen die Patientchen ins Bett und lassen sie tapfer von ihren Müttern Abschied nehmen. Alle werden gründlich untersucht, dann kommt der Moment, da wir den Puppenkindern liebevoll erklären: «Jetzt gibts eine Spritze, die tut ganz schnell ein bißchen weh, aber nachher schläfst du tief und fest. Wenn du erwachst, ist alles vorbei. Natürlich hast du dann ein wenig Halsweh, aber zum Essen gibts kühle Crème und am Nachmittag einen Mami-Besuch.»

Am Tage des Spitaleintritts ist Tobias die ganze Prozedur so vertraut, daß wir wohlgemut zusammen den Koffer packen. Heimlich schmuggle ich sieben winzige Päckli in den Koffer, für jeden Abend ein Trösterli dazu Einschlafen, ein weiches Tierli, ein Nastüechli undsoweiter.

Getrost nehmen wir voneinander Abschied, und am übernächsten Tag, bei meinem ersten Besuch, tönt es matt aber zufrieden aus dem weißen Bettli: «Sisch alles eso gsy, wie mers dihäi gmacht händ.» * * *

Ich habe unser fünfjähriges Töchterchen bis in alle Einzelheiten darüber orientiert, was mit ihm im Spital geschehen werde. Das nötige Wissen dazu gab mir bereitwillig unser Kinderarzt.

Vor der Narkose erhielt die kleine Patientin dann allerdings eine Spritze, von der ich nichts erzählt hatte. Hiefür ertete ich beim ersten Besuch böse Vorwürfe. Auch berichtete die Schwester, das Kind habe sich aus ihr völlig unerklärlichen Gründen entsetzlich gegen diese Spritze gewehrt, während es sonst überaus leicht zu leiten gewesen sei. * * *

Peter war fünf Jahre alt, als wir ihn ins Kinderspital bringen mußten. Während Tagen bangten wir um sein Leben. Wir durften ihn nur durch eine Glasscheibe sehen. Jedesmal, wenn er uns erblickte, fing er bitterlich zu weinen an. Mein Mann kam bald nicht mehr mit, er konnte das nicht ertragen. In meinem ganzen Leben bin ich mir nie so hilflos vorgekommen, wie vor jener Tür.



So ist es mit aller Krankheit, leiblicher und geistiger; da hat Gott Heilmittel zur Hand gestellt, leibliche und geistliche, und die sollen wir brauchen, dabei aber nicht vergessen, Gott um Segen und Gnade anzuflehen, denn das Gedeihen steht im Leiblichen und Geistlichen in seiner Hand.

Jeremias Gotthelf



Die Erdbeerbowle

Ich könnte mir vorstellen, daß sich anderen Frauen das nämliche Problem stellt. Tag für Tag trifft der Gatte bei seiner Arbeit mit den gleichen Kollegen zusammen. Die selben beruflichen Fragen beschäftigen sie, sie müssen sich gemeinsam damit auseinandersetzen und sich gegenseitig in die Hand arbeiten. Privat pflegen die wenigsten Kontakt untereinander. Die Frau, die am Beruf ihres Mannes Anteil nimmt, weiß mit der Zeit über die meisten dieser Berufskollegen ein wenig Bescheid, sie kennt diesen und jenen – jedoch lediglich vom Hörensagen. Vielleicht hat sie vom einen schon einen telephonischen Anruf für ihren Mann entgegengenommen; oder es passiert ihr, daß, wenn sie mit dem Gatten auf der Straße einhergeht, ein ihr unbekannter Herr freundlich grüßt, und der Gatte nachher sagt: «Das war jetzt eben der und der aus unserem Geschäft, ich habe dir doch auch schon von ihm erzählt.» – Gerne würde sie alle diese Leute, die mit ihrem Gatten täglich so eng zusammenarbeiten, etwas besser kennenlernen.

Eine Einladung zu einem Nachtesen dünkt mich aber in diesem Fall doch zu gewichtig. Einmal ist sie zu verpflichtend, sie ruft sogleich nach einer Erwiderung, und dann müßte man auch eine Auswahl treffen, da man ja nur eine beschränkte Anzahl Leute um den Eßtisch setzen kann. Ich bin deshalb auf eine andere Lö-

Kinder im Spital

Einmal kam der Professor vorbei, als ich heulend im Gang stand. Ich bat ihn, mich nur einen Moment zu Peter zu lassen. Nach reiflichem Überlegen gestattete er mir jeden Tag eine Stunde. Von diesem Moment an ging es aufwärts mit unserem Buben. — Ich bin dem Arzt noch heute dankbar für sein Verständnis. Ich bin überzeugt, daß ein heimwehkrankes Kind schneller gesund wird, wenn es jeden Tag mit seiner Mutter sprechen darf.

Unsere Tochter war zweieinhalb Jahre alt, als wir sie wegen eines schweren Brechdurchfalls in die Kinderklinik bringen mußten. Mit einer Infusion wurde die unmittelbare Gefahr rasch gebannt; doch mußte das Kind zehn Tage im Spital bleiben, damit die Ursache seiner häufigen Darmerkrankungen abgeklärt werden konnte. Diese Zeit ist eine der schlimmsten, die ich je erlebt habe, und für Martina wurde das Erlebnis zu einem Schock.

Sie war ein körperlich und seelisch robustes Kind und bewies früh ein starkes Streben nach Unabhängigkeit. Wiederholt war sie bei verschiedenen Verwandten allein in den Ferien gewesen und hatte dabei nie das geringste Heimweh gezeigt.

Ärzte und Schwestern behandelten die Kinder ohne Ausnahme mit viel Verständnis und Güte. Aber es gab Spitalregeln. Sie besagten zum Beispiel, daß ein Kind in seinem Bettchen angebunden werden mußte, auch wenn es das nicht gewohnt war und sich verzweifelt dagegen wehrte. Sie sagten weiter, daß man ein Kind nur an drei bestimmten Wochentagen und nur zwischen halb zwei und drei besuchen durfte. Das bedeutete, daß ich die Kleine jedesmal aus dem tiefsten Mittagsschlaf wecken mußte, wenn sie mich überhaupt sehen sollte. Und sehen mußte sie mich. Die Schwester versuchte mich zwar zu überzeugen, daß ich dem Kind einen größeren Gefallen erwiese, wenn ich es nicht besuchte, und wenn ich jeweils das Schluchzen nach meinem Abschied hörte, war ich geneigt, ihr zu glauben. Wenn aber das Kind während meines Besuches hundertmal sagte: «Gell, du kommst bald wieder!» und sich an den Fingern abzählen ließ, wie oft es dazwischen schlafen müsse, fand ich, daß ich lieber den Abschiedsschmerz in Kauf nehmen wolle, als ihm das Gefühl zu geben, ich hätte es im Stich gelassen.

Ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, jeden Nachmittag in diesem Spitalzimmer verbringen zu dürfen. Ich glaube, ich bin eine ziemlich vernünftige Mutter und neige nicht zu großem Getue; ich hätte mich sicher den Anordnungen der Schwester gefügt und sie wenig gestört.

Als Martina zu Hause war, dauerte es Wochen, bis sie aufhörte, uns jede Nacht mehrmals mit Angstgeschrei aus dem Schlaf zu reißen. Noch nach einem halben Jahr redete sie jeden Tag vom Spital. Selbst heute, drei Jahre später, kann sie sich an jedes Detail ihres Spitalaufenthaltes erinnern, und neulich weigerte sie sich, ein geschenktes hübsches Kleidchen anzuziehen, weil dessen blau-weiße Streifen sie an das Spitalnachthemd erinnerten.

Als Barbara zwei Jahre alt war, mußten wir sie mit einem geplatzten Blinddarm ins Spital geben. Das ging so schnell, daß wir keine Zeit hatten, das Kind darauf vorzubereiten. Zehn Tage nach der Operation durften wir es zum ersten Mal besuchen. Es lag mit einem Gstältli angebunden in seinem Bettchen und schaute uns mit großen Augen an. Es erkannte mich zuerst kaum, und als ich mit ihm sprach, begann es zu weinen.

Eine Woche lang besuchte ich Barbara täglich, aber die Abschiedstränen wurden immer schmerzlicher, und die Schwester meinte, es wäre besser, wenn ich es nicht mehr besuchen käme. So schaute ich jeweils nur noch durch den Türspalt, wie es apathisch in seinem Bettchen lag.

Nach drei Wochen durften wir das Kleine heimholen. Wie wir ins Zimmer traten, begann es heftig zu weinen. Erst als ich ihm Strümpfe und Schuhe anzog, lächelte es ein wenig.

Als ich es abends daheim zu Bett bringen wollte, wehrte es sich mit allen Kräften, es schrie und weinte. Ich versuchte es im Bettchen anzubinden wie im Spital, aber das war erst recht verkehrt. Endlich kam mir der Gedanke, das Kind meine vielleicht, wenn es zu Bett gehe und einschlafe, sei es beim Aufwachen wieder allein und im Spital. So legte ich mich zu ihm aufs Bett, nahm es in den Arm, und mit erlöstem Lächeln schlief es endlich ein.

Nach ein paar Tagen hatte es sich beruhigt. Während längerer Zeit aber bevorzugte es in allem ganz deutlich seinen Vater.

Hätte ich das Kind besser überhaupt nie besucht? Oder hätte es sich dann noch verlassenener gefühlt? Ich weiß es heute noch nicht. — Aus dem Töchterchen ist unterdessen eine Tochter geworden, und wir haben schon oft über jene Zeit gesprochen. Es scheint mir jedenfalls, daß der frühe Spitalaufenthalt keine nachhaltigen seelischen Wunden hinterlassen hat.

* * *

Ich arbeitete einige Zeit als Krankenschwester auf einer Kinderstation. Ein Kind hat einen argen Schock, wenn es ins Spital muß, besonders wenn dann der Moment des Abschieds von der Mutter kommt. Vor allem einem Kleinkind kann man nicht begreiflich machen, warum die Mutter es verläßt. Manche schreien sich deshalb oft bis zur Erschöpfung in einen erlösenden Schlaf.

Aus diesem Erschöpfungsschlaf erwacht das Kind meist zufrieden — und neugierig auf seine neue Umgebung. Es ist keineswegs unzugänglich für die Pflegerin, so es deren Liebe und Fürsorge spürt. Erst der Besuch seiner Mutter, das heißt der neuerliche Abschied löst im Kind wiederum das überwältigende Trennungsleid aus. An jedem Besuchstag wiederholt sich die gleiche Tragödie, wenn das betreffende Spital nicht unbedingtes Besuchsverbot hat.

Ich versuchte stets, den Müttern plausibel zu machen, daß sie ihrem Kinde mit dem Besuch keinen Dienst erweisen — mit minimem Erfolg. Dort, wo nicht wahre Liebe zum Kind, sondern Eigenliebe maßgebend war, hörte man nicht auf meine Einwände. Beim Abschied schrie oft nicht

Erdbeerbowle

sung gekommen. Jedes Jahr zur Erdbeerzeit lade ich alle Kollegen meines Mannes mit ihren Frauen zu einer Erdbeerbowle ein. Mein Mann ist Assistenzarzt in einem Spital, seine Kollegen sind die Ärzte der gleichen Abteilung. Mit den Frauen zusammen ergibt das meist eine Gästeschar von achtzehn bis zwanzig Personen.

Mein Mann, der das Einladen mündlich besorgt, sagt genau, worum es sich handelt, daß wir die Gäste von fünf bis sieben Uhr abends mit nichts außer einer Bowle bewirten werden. Auf diese Weise kann es nicht geschehen, daß ein Gast mit seinem Bowle-Glas in der Hand stets darauf wartet, daß endlich das Nachtessen aufgetragen werde.

Am Morgen setze ich in zwei mächtigen Suppenschüsseln die Bowle an. Bis am Abend hat die Flüssigkeit sich wunderbar mit dem Erdbeeraroma vermischt. Aus großen Mostkrügen schenke ich die Bowle dann in gewöhnliche Wassergläser ein. Da ich keine großartige Bäckerin bin, serviere ich dazu Hüpen, Waffeln, kleine Knäckebröte aus dem Laden, immer etwas, das möglichst neutral ist im Geschmack, weder gesalzen noch allzu süß.

Die zwei Stunden sind jedesmal rasch herum. Sie sind zu kurz, als daß sich die Männer in endlose Fachgespräche vertiefen könnten, zu welchen die Frauen nichts beizutragen haben. Man unterhält sich in zwanglosen Gruppen, die durch die neu eintreffenden Gäste aufgelockert werden und sich stets wieder anders zusammensetzen. Die Gesellschaft ist so groß, daß sich diejenigen, die nicht besonders harmonieren, unauffällig aus dem Weg gehen können. Die Bowle aber ist das, was, trotz der Ungezwungenheit, mit der man sie kostet, den Gästekreis doch ein wenig zusammenhält und verbindet, mehr als dies eine Reihe verschiedenartiger Cocktails vermöchte. Die Erdbeerzeit ist so zum äußeren Anlaß geworden für ein kleines unverbindliches, aber nettes und geselliges Zusammensein.

B. I.-H.

Impressionen beim Coiffeur

Von Adriana Huber-Grieder

Wenn ich mich eines Morgens miserabel fühle, unschön, häßlich, Ringe unter den Augen, strähniges Haar, mit einem Wort fürchterlich, überlege ich mir, ob als Ersatz-Psychotherapie ein Besuch beim Coiffeur zu verantworten wäre.

Schon allein das Anmeldetelephon muntert mich auf: «Ja, sehr gerne, wann möchten Sie kommen? Um 8 Uhr, ausgezeichnet!» Wer spricht schon je so zu mir? In Anbetracht des soziologischen Problems «Konsumentengesellschaft» schämt man sich natürlich sofort, solchen Sirenentönen gegenüber auch nur die kleinste Anfälligkeit gezeigt zu haben. Was aber doch nicht verhindert, daß ich mich anderntags ganz animiert auf den Weg mache.

Ich gehe einigermaßen regelmäßig zum Coiffeur, und mir ist aufgefallen, daß es so etwas wie einen «Coiffeur-Knigge» gibt: alle die Damen benehmen sich nach offenbar genau festgelegten Regeln. Die Feinheiten dieses Knigge werden mir zwar immer undurchschaubar bleiben – und auch einige wichtigere Sachen wie etwa die Frage des Trinkgeldes. Niemand scheint zu wissen, ob mit der Rechnung auch das Trinkgeld steigt, oder ob es proportional eher abnimmt, wenn ein gewisser Betrag überschritten wird. Also eben, ich verstehe es nicht. Andere Sachen hingegen habe ich relativ bald gemerkt. Man darf auf die Frage: «Wie machen wir die Frisur heute?» niemals sagen «das überlasse ich ganz Ihnen!», auch wenn es noch so als Kompliment für den guten Geschmack des Coiffeurs gedacht ist. Es werden ausführliche, konkrete Angaben gewünscht.

Heute beherrsche ich die Coiffeur-Terminologie mit seltener Vollkommenheit. Hat man sich die Sache einmal theoretisch gut überlegt und den Trick dabei gemerkt, ist es gar nicht schwer, eine Kundin zu werden, deren Wünsche respektiert und ernst genommen werden. Am beliebtesten sind sich zum Teil widersprechende Wünsche wie: «Überall Locken, außer hinten, vorn und auf den Seiten –

Kinder im Spital

nur das Kind; die abschiednehmende Mutter weinte ebenso hemmungslos. Umso schöner war es bei denjenigen Müttern, die vernünftig waren, die wohl zur Besuchsstunde herkamen, die wohl ihr Kind mit meiner Hilfe sehen konnten, die selber aber vom Kind nicht bemerkt wurden. Zwischen Zimmerpflanzen hindurch, durch ein verborgenes Fensterlein oder Guckloch oder mit Hilfe eines Spiegels konnte so eine Mutter sich an der Zufriedenheit und Wohlgeborgenheit ihres Lieblings freuen und nachher beruhigt nach Hause gehen. Manche war bass erstaunt, ihr Kind auch ohne ihre mütterliche Betreuung so zufrieden in seinem Bettchen zu sehen.

Doch das waren Ausnahmen. Meistens hatte ich nach der Besuchszeit – und das zwei- bis dreimal pro Woche! – einen Saal voll verzweifelt schreiender Kinder zu beruhigen, nachdem endlich das letzte Muttergesicht, die letzte winkende Hand aus dem Türrahmen verschwunden war. Das ist für das Pflegepersonal deprimierend, und solche Schocks beeinträchtigen zudem die Genesung des Kindes. Nicht zuletzt deshalb ziehe ich die Erwachsenenpflege der Kinderpflege im Spital vor. * * *

Von einem Tag auf den andern wurde die knapp dreijährige Ursula aus der Gemeinschaft ihrer drei lebhaften Brüder herausgerissen und in einem ungemütlichen grauen Spitalzimmer isoliert. Die Einlieferung war dringend notwendig (Mumps mit Komplikationen, Hirnhautreizung), und die Kleine verstand dies. Nun hieß es aber, laut Reglement dürfe sie nicht besucht werden. Die Auskünfte von Arzt und Schwestern lauteten dann derart widersprüchlich, daß wir uns kein Bild über Ursula machen konnten; nach einer Woche bestand mein Mann darauf, das Kind zu sehen. In der Folge wurde ihm pro Woche ein Besuch gestattet; die Mutter dürfe auf keinen Fall kommen, hieß es. In der dritten Woche kannte mein Mann das Kind kaum mehr, so apathisch war es geworden. Sein seelischer Zustand war so schlecht, daß es auch körperlich nicht recht gesundete. Wir entschlossen uns, die Kleine auf eigene Verantwortung aus dem Spital zu holen. Unser Kinderarzt stand uns bei. Daheim wurde das Blutbild innerhalb einer Woche ohne jegliche Medikamente wieder normal. Aber es dauerte mehrere Jahre, bis der seelische Schock ausgeheilt war.

Nachträglich fand ich, ich hätte versagt. In Zukunft würde ich mich nicht mehr abweisen lassen. Drei Wochen lang meinte Ursula jedesmal, wenn die Tür aufging, ich komme zu ihr. Wie sie mir später erzählte, glaubte sie, ich hätte sie vergessen. Ein Kind, das aus einer betriebsamen Familie heraus plötzlich zur Absonderung in die Einsamkeit eines Einzelzimmers verbannt wird, braucht seine Mutter dringend, um das seelische Gleichgewicht zu behalten. * * *

Vor Jahren arbeitete ich als Arzt in einem Spital, in welchem wir vom Säugling bis zum Chronischkranken Verletzungen und Krankheiten jeden Lebensalters zu behandeln hatten. Kleinkinder und Kinder im Schulalter durften, wenn sie an keinen ansteckenden Krankheiten litten, im Kindersaal beieinander bleiben. Als uns aber einmal der neue Schnee eine ganze Reihe von Beinbrüchen bescherte, war für ein Kind mit dem

besten Willen kein Platz im Saal mehr zu finden. Da schlug die Oberschwester vor, eines der Kinder in das Zimmer zweier älterer Frauen zu bringen. Wir hatten zwar einige Bedenken, wie die beiden nicht immer gut gelaunten Patientinnen auf den Besuch des meist weinerlichen andert-halb-jährigen Knaben reagieren würden.

Die Notlösung bewährte sich jedoch glänzend. Die beiden Frauen überboten sich gegenseitig darin, den Kleinen zu verwöhnen. Sie löffelten ihm seinen Brei, wuschen ihm Händchen und Gesicht, kämmten seine Haare wie einem Enkelkind. Sie spielten mit ihm, zeichneten und sangen ihm gar vor. Alle drei wandelten sich in erstaunlicher Weise, waren heiter und zufrieden. Sie trugen ihre Krankheit leichter, und die Genesung machte gute Fortschritte. Die frohe Stimmung übertrug sich auf die ganze Abteilung. — Dieser Versuch wurde von da an öfters mit immer gutem Erfolg wiederholt. * * *

Eine freundliche Schwester nahm im Spital unsere fünfjährige Susanne in Empfang. Ich durfte sie zu Bett bringen, dann kam für beide der schwere Moment. Tapfer unterdrückte das Kind die aufsteigenden Tränen und winkte mit dem Händchen. Nach dem weiteren Verlauf erkundigten wir uns am Telephon. Weil wir fanden, es sei für beide Teile besser, haben wir von Besuchen abgesehen, und es war gut so. Die Operation verlief normal, und bald hatte sich Susanne an die neue Umgebung gewöhnt. Die anderen Kinder im Zimmer, die schon aufstehen durften, sorgten für Zeitvertreib. Mir scheint, selbst Eltern, die es sich leisten könnten, sollten ihr Kind nicht als Einzelpatienten in die Privatabteilung einliefern; denn in Gesellschaft werden Schmerzen und Heimweh viel eher vergessen. * * *

Unser siebenjähriges Lotti hatte einen Unfall erlitten und mußte sofort operiert werden. Es war Sonntagabend, und das einzige Spital, in dem diese schwierige Operation unverzüglich ausgeführt werden konnte, war eine Privatklinik. — Als das Kind in der Nacht aus der Narkose erwachte, war es ein wenig verwirrt und vermochte sich in dem Saal mit den vielen schlafenden Kindern nicht zurechtzufinden. Es hatte Schmerzen, und in seiner Wunde steckte ein Röhrchen, damit das Blut abfließen konnte. Schwester war keine da. Mit den Einrichtungen eines Spitals unvertraut, stieg Lotti nach einer Weile aus dem Bett, um die Toilette zu suchen. Dabei zog es natürlich das Röhrchen heraus. Glücklicherweise erwachte dann die etwas ältere und erfahrenere Bettenachbarin und läutete nach der Schwester, allerdings erst, als Lotti längst wieder im Bett war.

Der Spitalaufenthalt dauerte längere Zeit. Einmal, als ich Lotti besuchte, waren neu drei lustige, rotbackige Kinder von etwa fünf Jahren da. Sie stammten aus entlegeneren Dörfern und waren am Morgen von ihren Müttern abgeliefert worden. Alle drei mußten sich einer harmlosen Augenoperation unterziehen, waren jedoch sonst kerngesund. Die Schwester kam nun, machte wortlos das erste Kind für die Operation bereit,

Beim Coiffeur

oben möglichst flach.» «Fein», antwortet Monsieur Jean, «jetzt weiß ich genau, was sie meinen», und macht sich eifrig hinter die Lockenwickel. Man darf ruhig improvisieren, die spontan vorgebrachten Anweisungen sind oft die besten: sie weisen die nötige Wirrheit auf, um äußerst feminin zu wirken. Das Resultat bleibt sich aber beruhigenderweise immer etwa gleich.

Weil Ärzte und Zahnärzte alle ungeheuer kulturbewußt sind und sich persönlich um die Wartezimmerlektüre kümmern, ist der Coiffeursalon schließlich der einzige Ort, wo man ein wenig im Pfuhl wühlen kann, um sich leichtere Lektüre zu Gemüt zu führen. Je gediegener und teurer übrigens der Zahnarzt, umso ärger die Lektüre: die ganz Vornehmen legen nur noch Gratisbroschüren auf, zum Beispiel über Blutspendedienst und Ähnliches. Also wirklich nichts, was die «Blickleserin» in meinem Unterbewußtsein anspricht.

Nach einem Besuch beim Coiffeur hingegen brauche ich mir im Mercierladen nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, in welcher Farbe ich Säuglingswolle kaufen soll – Königin Juliana strickt hellgelb! Auch weiß ich genau, wie viele Kilo Fräulein Callas wiegt, wohingegen die Tatsache, daß Prinz Charles lispelt, mich aufs äußerste bestürzt! Vielleicht ist es zwar auch der kleine Schah von Persien, ich kann mir die Namen nie recht merken. Jedenfalls bin ich nach zwei Stunden restlos informiert, was in den Fürstenhäusern so läuft und geht, und habe das Gefühl, meine Zeit äußerst nutzbringend angewandt zu haben.

Ein weiterer Grund, wieso ich den Besuch beim Coiffeur genieße: es ist der einzige Ort, wo man Gipfeli mit Genuß essen kann. So gegen halb neun Uhr beginnt das Personal, sich eine Liste von Getränken und Eßwaren zusammenzustellen, die dann die Lehrtochter im Restaurant nebenan holt, da offenbar alle nicht zu Hause frühstücken. Und höflichkeitshalber werden dann auch die Kundinnen nach etwelchen Wünschen gefragt.

Beim Coiffeur

Ich bestelle meistens Gipfeli und genieße es, sie einfach so essen zu können, ohne wie bei Bekannten und Freundinnen wenigstens zum Schein eine zierlich gebogene Hand als Brosamenfänger darunterzuhalten oder wie im Restaurant aufpassen zu müssen, daß nicht der schwarze Mantel allzuviel Blätterteig abbekommt. Nein, man kann wirklich hemmungslos hineinbeißen und sich nachher erst noch unter dem Umhang aufplustern wie ein Huhn, so daß die Brosamen stieben: schließlich wird hier ja ungefähr jede halbe Stunde einmal gewischt!

Obwohl dadurch, daß jedermann gleichzeitig ißt und raucht, eine etwas gelockerte, unkonventionelle Atmosphäre herrscht, sind doch gewisse Grenzen zu beachten. Späße zum Beispiel sind gar nicht geschätzt. Je nachdem, wie tief das Fräulein in den Farbtopf greift und einem dann mit dieser Flüssigkeit den Kopf bepinselt, sieht man einfach absolut schauerlich aus. Als mir so eines Tages die Haare braunrot verklebt am Kopf angepappt wurden und ein roter Tropfen über die Stirne rann, konnte ich mich eines Kommentars nicht enthalten. Etwas beeinflusst durch meine Lektüre – ich las in «Die Bunte» den Artikel «So tötete ich Rasputin» – wagte ich die Frage: «Finden Sie nicht auch, mit so verschmiertem Kopf sehe ich aus, als hätte mir jemand mit einem Holzseil eines auf den Kopf gehauen?» (Zur Orientierung: Rasputin wurde erschossen!) Der Ausspruch wurde gar nicht goutiert, obwohl ich ihn äußerst komisch fand.

Und nun der Höhepunkt dieses Ausfluges? Eine wunderbare Frisur? Das entspannte Dasitzen, Lesen, Kaffeetrinken und Sich-bedienen-lassen? Nein, eigentlich etwas ganz anderes: der Moment, wo man zu Hause, noch im Mantel vor dem Spiegel steht – sich die eigenartigen Hippiefransen auskämmt, den Hinterkopf um zwei Drittel reduziert, sich zwei Spangen hinters Ohr klemmt – kurz – wenn man endlich wieder sich selbst ist. ■■

Kinder im Spital

es wurde hinausgerollt und nach einiger Zeit ebenso wortlos zurückgebracht. Natürlich trug es jetzt dicke Verbände auf den Augen und sah sehr mitgenommen und erbarmungswürdig aus, und sobald es erwachte, stöhnte und jammerte es laut: «Ich sehe nichts! Ich sehe nichts!» Die beiden anderen Kinder waren bei diesem Anblick augenblicklich verstummt und sahen sehr verstört drein. Das zweite kam dran, und das dritte sah auch dieses in gleichem Zustand zurückkommen wie das erste. Niemand war da, der ein aufmunterndes oder tröstliches Wort gesagt hätte. Ich fragte mich, ob man nicht die operierten Kinder in einem anderen Raum hätte unterbringen können als diejenigen, die auf die Operation warten mußten.

Erst als ich Lotti abholte, erfuhr ich von den Spritzen: es habe eine unglaubliche Angst vor den Penicillinspritzen gehabt. Ich konnte mir das nicht recht vorstellen, denn Lotti war sonst ein vernünftiges Kind. Es stellte sich dann heraus, daß man ihm die Injektionen wortlos gemacht hatte, ohne Kommentar und ohne Erklärung: eine Schwester hatte seine Beine festgehalten, eine die Arme, die dritte hatte gestochen. Ich bin überzeugt, hätte ich früher davon gewußt, so hätte ich Lotti erklären können, was man da machte, und es hätte seine Angst überwunden.

Nach einiger Zeit wurde eine weitere Operation nötig. Lotti kam ins gleiche Spital. Es war gerade vor Festtagen, und der Kindersaal war ganz leer. Ich anbot mich, nach der Operation beim Kind zu bleiben, bis es aus der Narkose erwache, aber die Schwester erklärte, das sei nicht nötig, es sei dann bestimmt jemand bei ihm. Als Lotti erwachte, war es ganz allein in dem Saal mit den vielen leeren Bettchen. Es hatte Schmerzen und mußte erbrechen; niemand kümmerte sich um das Kind. — In der zweiten Nacht ging ein langes und schweres Gewitter über der Stadt nieder. Auch da sah niemand nach ihm. Mutterseelenallein lag es in dem großen Saal mit der riesigen, weder durch Storen noch durch Vorhänge abgeschirmten Fensterfront, und es fürchtete sich sehr.

Lotti ist seit diesen Spitalaufenthalten ein auffällig stilles Kind geworden. Es zeigt eine übergroße Ängstlichkeit, nicht nur vor Gewittern, sondern überhaupt vor allem. Seine frühere Munterkeit und Fröhlichkeit hat es verloren.

* * *

Ich arbeite als Krankenschwester auf einer Kinderabteilung. Um einem sogenannten Spitaltrauma vorzubeugen, gibt es meiner Meinung nach nur eine Möglichkeit: das Leben auf der Kinderabteilung möglichst so zu gestalten, wie es sich zu Hause abspielt, und dazu die Eltern beizuziehen. Mancher Bissen würde besser rutschen, wenn ihn die Mutter verabreichen dürfte, das Waschen und Zubettgehen ginge oft reibungsloser, wenn sie dabei wäre, und wie lustig kann es sein, wenn der Vater im Spital eine Geschichte erzählt!

* * *

Als unser Andreas mit sechs Jahren in der nahen Stadt ins Spital gehen mußte, um die Mandeln schneiden zu lassen, war er voll neugieriger, froher Erwartung. Andreas wußte, daß er drei Tage allein dort bleiben

mußte und ihn niemand besuchen durfte. Mit einem neuen, schon lange heiß gewünschten Auto im Kofferli und dem Teddybären unter dem Arm sah er uns lachend nach, als wir ihn verließen.

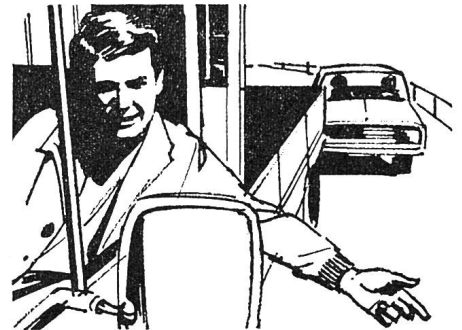
Als wir ihn drei Tage später abholten, hatte er ein ganz trauriges Gesicht und verweinte Augen. Nie, nie mehr gehe er ins Spital. Die Schwester sei böse gewesen, und die fünf anderen Kinder im Zimmer hätten ihn mit ihrem Weinen gestört. Er selber habe auch immer geheult. —

Nur auf viel Zureden und mein festes Versprechen hin, immer bei ihm zu bleiben, ließ er sich ein Jahr später zur schon lange fälligen Bruchoperation nochmals ins Spital bringen, diesmal in unser hiesiges kleines Landspital. Er hatte schrecklich Angst vor der einschläfernden Spritze. Die Operationsschwester hatte volles Verständnis, nahm die feinste Nadel, und der Kleine spürte nur ein winziges «Gixli». Das Vertrauen kehrte langsam zurück. Als Andreas aus der Narkose erwachte, saß ich an seinem Bett und redete ihm gut zu. Beruhigt schlief er wieder ein, ohne meine Hand loszulassen. Ich blieb den ganzen Tag und besorgte kleine Handreichungen. Am Abend sangen wir zusammen mit der netten Schwester Rösli ein Schlaflied, beteten, und Andreas schlummerte zufrieden ein. Volle zehn Tage konnte ich so immer bei Andreas sein. (Er war allein in einem Privatzimmer.)

Vor kurzem lag Andreas, nun zehn Jahre alt, mit einem komplizierten Beinbruch wieder in unserem kleinen Spital. Diesmal war er mit zehn anderen Buben auf der Allgemeinen Abteilung, wo die Besuchszeit auf zwei Stunden jeden zweiten Tag festgesetzt ist. Das Heimweh war minim und er vergoß trotz Schmerzen keine Träne. Daß ihn seine Schwester Rösli pflegte, machte ihn ganz glücklich. — Der Schreck vom ersten Aufenthalt ist vollständig überwunden, Andreas wird nie mehr Angst haben vor einem Spitalaufenthalt.

Ich bin mir bewußt, daß die idealen Bedingungen, die wir beim zweiten Spitalaufenthalt erlebten, schwer realisierbar sind. In England und Amerika sollen jedoch gute Erfahrungen mit pflegenden Müttern in Spitälern gemacht worden sein. Und bei uns? Da eine Mutter von mehreren Kindern bestimmt in der Krankenpflege ein wenig bewandert ist, könnte sie im Spital die überbeanspruchte Schwester etwas entlasten. Das Kind würde rascher gesund und könnte sein Bett früher abtreten, als wenn es tage- und nächtelang unter Heimweh und Verlassenheit leidet. * * *

Zu verschiedenen Malen haben wir eines unserer sieben Kinder ins Spital einliefern müssen. Eine der negativen Erfahrungen, die wir gemacht haben, war die, daß es oft schwer hielt, bei den zuständigen Ärzten Bescheid über den Krankheitsverlauf zu erhalten. Als Eltern hatten wir vielfach das Gefühl, einer unbekannten Größe ausgeliefert zu sein; wenn wir einmal Auskunft haben wollten, wurden wir von einer Stelle zur andern gewiesen. Fragten wir telephonisch an, hieß die Auskunft meist: «Es geht den Umständen entsprechend ordentlich.» Das konnte soviel oder so wenig heißen, wie man sich gerade vorstellen woll-



Er nimmt Rücksicht, winkt und weicht aus

Rücksicht im Strassenverkehr verhindert Unfälle.

Wenn aber trotzdem etwas passiert? Dann wird mit einem Schlag die Frage «WO VERSICHERT?» sehr bedeutungsvoll.

Winterthur
Schweizerische
Unfallversicherungs-Gesellschaft in
Winterthur



ZELLERS AUGENWASSER

Vorzüglich bewährt zum Baden entzündeter, geröteter Augen und gegen das Kleben der Augenlider. Flasche Fr. 2.70

Zum Einreiben: **ZELLERS AUGEN-ESSENZ**
Erfrischt die Augen und beruhigt die gereizten Tränendrüsen. Flasche Fr. 3.70

Zellers Augenpflegemittel sind Qualitätsprodukte aus erlesenen Heilpflanzen. Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Reich an gewichts-regulierenden Mineralien

naturrein und leicht perlend hält Rimuss wirklich frisch. Rimuss weiß und rubin, der neue, erfrischende Edeltraubensaft findet großen Anklang – daheim in der Literflasche zu Fr. 2.45 und im Restaurant in der schmucken 2 dl Flasche. Und wenn Besuch kommt, macht der moussierende Rimuss-Party in der festlichen Flasche besondere Freude!



Erleben Sie die wunderbare Wirkung der
Helena Rubinstein
Kosmetik im
Salon de Beauté
Maria Schweizer
Zürich 1, Talstr. 42
Lift, Tel. 051 27 47 58

«PRASURA» AROSA

SchulInternat, Ferlen- und Erholungshelm

Modern eingerichtetes Haus in sonniger Lage. Individuelle Schulung, Sport, Kindergarten, Bastelkurse.

Persönliche Leitung:
Frau Dr. R. Lichtenhahn
7050 Arosa, Telefon 081 31 14 13
Prospekte



Rettet Natur und Tierwelt!

Sammlung des Vereins zur Förderung des World Wildlife Fund, Zürich

Postscheck VIII 58957 – Schweiz. Bankverein

Kinder im Spital

te. Selten gingen wir getröstet vom Telephon weg, meist trugen wir ~~nur~~ noch mehr angstvolle Fragen mit uns herum.

Zu umso größerem Dank fühle ich mich dagegen unserem Hausarzt gegenüber verpflichtet. Ihm konnte ich es sagen, daß unser Bub mit seinem gebrochenen Kiefer die Brotbrocken einfach nicht essen konnte, die ihm hingestellt wurden. Er wurde daraufhin im Spital vorstellig, und von da an erhielt unser Kind die nötige Breinahrung. Mit ihm konnte ich auch über die Gefahren einer inneren Verletzung sprechen, über die man noch im Ungewissen war, und in der Folge hielt er uns über alles auf dem laufenden. Wie sehr einem ein solcher Beistand Hilfe ist, können wohl alle nachfühlen, die Ähnliches erlebt haben. * * *

Ausgerechnet das empfindsamste meiner drei Kinder, die zehnjährige Tochter, mußte sich das Hüftgelenk operieren lassen, was acht Wochen Spitalaufenthalt bedeutete. Acht Wochen — und bis jetzt waren schon zweitägige Besuche beim Großmuetti am Heimweh des Mädchens gescheitert!

Wie froh war ich, daß wir das Kind auf Anraten des Arztes auf die Allgemeine Abteilung angemeldet hatten. Die Kinder vertrieben einander die Langeweile, und die Anwesenheit anderer ermutigte meine Tochter, tapfer zu sein. — Ich bemühte mich, bei den Besuchszeiten möglichst pünktlich zu erscheinen, weil ich wußte, wie sehr die Minuten vor meinem Kommen gezählt wurden. Der Abschied war jedesmal traurig. Um es uns leichter zu machen, verließ ich immer möglichst rasch das Krankenbett, nachdem ich noch schnell mein mitgebrachtes Päckli auf die Decke gelegt hatte. Selten enthielt es etwas Eßbares, und wenn, dann waren es Kleinigkeiten, die für alle im Zimmer berechnet waren. So wurde die erste leere Zeit nach dem Besuch mit Auspacken und Verteilen überbrückt.

Zwischen den Besuchstagen wurde die Post mit Freude und Ungeduld erwartet. Meine täglichen Briefe erzählten nicht viel von unserem Familienleben, da ich das Heimweh unseres Kindes kannte. Dafür versuchte ich, die Zeit ein wenig vertreiben zu helfen. Manchmal schickte ich meine Mitteilung verschlüsselt, in einem geklebten Bilderrätsel oder einer gezeichneten Geschichte. Ab und zu schrieb ich Briefe voller Fehler (damit hatte ich den größten Erfolg!) oder streute ein paar französische Sätzlein ein, da in der Schule eben der Französischunterricht begonnen hatte.

Trotz gutem Willen auf beiden Seiten gab es schwere Tage und Nächte, in denen ich zweifelnd und mutlos wach lag und es mir schwerfiel, Trost und Kraft zu finden und zu geben. Gerade diese Zeiten haben uns einander besonders nahe gebracht. Zudem ließ die Teilnahme am Leid anderer Menschen unser Kind reifer werden, und die Furcht vor Arztbesuch, Spital und Operationen ist verschwunden. Es freut sich sogar auf das Wiedersehen mit Ärzten und Schwestern, wenn es dieses Jahr zur Operation des anderen Beines antreten muß.



(Dies ist ein Inserat,
das Sie eigentlich nur dann lesen sollten,
wenn Sie Mitglied eines Vereins oder – noch besser –
eines Vereinsvorstandes sind.)



Swissair schwärmt für Vereine.

Die Swissair wäre keine richtige schweizerische Luftverkehrsgesellschaft, wenn sie nicht eine Schwäche für Vereine und Verständnis für Verbände hätte.

Denn Vereine und Verbände gehören zum Bild der Schweiz wie das weisse Kreuz auf dem roten Heck zum Bild der Swissair.

Dabei denken wir nicht bloss an die Schützen-, Turn- und Gesangsvereine, deren Ehrentafel im Dorfwirtshaus über dem Stammtisch hängt – wir denken ebenso sehr an naturforschende, historische, literarische, künstlerische Gesellschaften, an politische Parteien, Sportclubs, an Hobby-, Berufs-, Freizeit-, Personalvereine, Jass- und Kegelklubs. Es sind notwendige, nützliche oder zum mindesten gesellige Vereine – geboren aus der Einsicht, dass ein paar Leute zusammen mehr vermögen als einer allein. (Nicht anders ist vor mehr als 40 Jahren auch die Swissair entstanden.) Und dass menschliche Gesellschaft nicht etwas Lästiges, sondern oft etwas Angenehmes ist.

Alle Vereine haben eine Vereinskasse. Und viele Vereine haben eine Reisekasse. Und merkwürdigerweise gibt es immer noch Vereinsmitglieder, die sich den Kopf über ein Problem zerbrechen, das keines ist:

Was soll der Verein mit seiner Vereinskasse tun?

Reisen soll er. Und zwar so, dass das Reisen auch wirklich Neues erleben, Altes hinter sich lassen und noch nie Gesehenes entdecken bedeutet.

Lesen Sie warum.

Dafür gibt es das Flugzeug. Dafür gibt es aber auch die Swissair, die von der Schweiz aus ein Netz von Destinationen bedient und eine Vielzahl von Flugmöglichkeiten anzubieten hat, wie kaum ein anderes Land von dieser Grösse.

Wissen Sie zum Beispiel, dass für gewisse Flüge schon vier Vereinsmitglieder zusammen eine Gruppenreise im Pauschalarrangement zu wesentlich billigeren Tarifen unternehmen können?

Wissen Sie, dass die Swissair in Zusammenarbeit mit Ihrem Reisebüro darauf eingerichtet ist, neben dem eigentlichen Flug auch für Unterkunft, Stadtrundfahrt, Verpflegung, Führungen und alles weitere zu sorgen? Und dass wir Reisegruppen und ganze Vereine in vielen Fällen auch auf unsere normalen Kurse (selbst nach Übersee) buchen können, vorausgesetzt Sie lassen uns Ihre Reisepläne rechtzeitig wissen?

Vielleicht wissen Sie das alles. Möchten aber viel lieber eine andere Frage beantwortet haben:

Kann sich unser Verein überhaupt eine Flugreise leisten?

Wir wissen nicht, wieviel Geld Ihr Verein in der Reisekasse hat. Wir wissen nur, wie billig die Gruppenreisen sind, die Ihnen Ihr Reisebüro in Zusammenarbeit mit der Swissair anbieten kann. Möchten Sie zum Beispiel mit 15 anderen Vereinsmitgliedern zusammen auf die Reise gehen, so können wir Ihnen pro Person bieten:

3 Tage München ab 175 Franken
3 Tage Rom ab 310 Franken
7 Tage Wien ab 390 Franken
7 Tage London ab 450 Franken

Und wenn Sie nicht nur gemeinsam reisen, sondern gerade auch noch gemeinsam Ferien an der Sonne machen wollen, dann können wir Ihnen auch solche Arrangements vorschlagen:

15 Tage Palma ab 820 Franken
15 Tage Israel ab 970 Franken

Und wohlverstanden: Hotelunterkunft immer inbegriffen.

So billig wie in Gesellschaft lässt sich sonst nicht reisen. Und darum schwärmen nicht nur wir für Vereine, sondern schwärmen auch die Vereine für die Swissair, die das alles möglich macht.

Liebe Swissair, sag mir doch:

Ich bin Mitglied eines Vereins, eines Verbandes (oder sitze gar im Vorstand) und möchte an einer unserer nächsten Versammlungen die Mitglieder darüber orientieren, was für eine Reise wir gemeinsam unternehmen könnten.

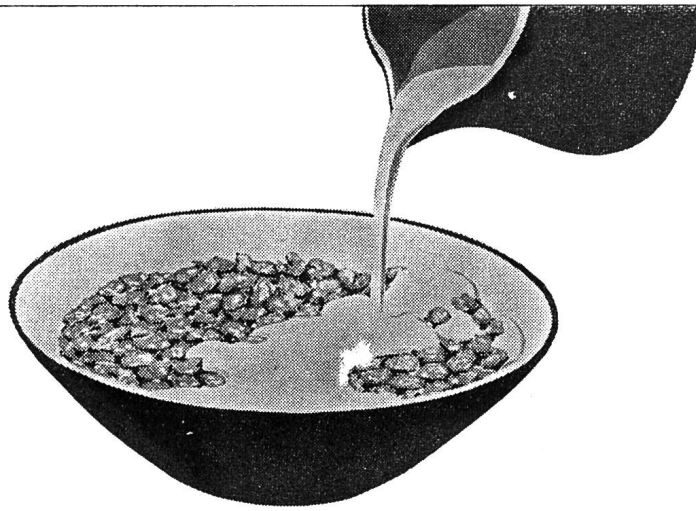
- ☐ Ich hätte gern allgemeine Information.
☐ Ich hätte gern eine Besprechung.
☒ Gewünschtes bitte ankreuzen.

Herr/Frau/Frl. _____

Strasse: _____ Wohnort: _____

Ausschneiden und einsenden an Swissair SPP, Postfach 929, 8021 Zürich





Dank KOLLATH-Frühstück Spannkraft für den ganzen Morgen!

Probieren auch Sie während einiger Wochen das von Prof. Dr. W. Kollath auf wissenschaftlicher Basis entwickelte KOLLATH-Frühstück.

Zubereitet als wohlschmeckendes Müesli mit den frischen Früchten der Jahreszeit und Milch, Yoghurt oder Rahm angerichtet, gesüsst mit Honig, ergeben die KOLLATH-Frühstück-Flocken ein erfrischendes, vollwertiges und nahrhaftes Frühstück, das jedoch nicht dick macht. Bis zum Mittagessen werden Sie keinen Hunger verspüren, Sie bleiben frisch und leistungsfähig. Der gesamte Stoffwechsel ist angeregt, eine merkbliche Steigerung der geistigen und körperlichen Frische wird erreicht. Auch gegen Frühjahrsmüdigkeit besonders wirksam!

Die KOLLATH-Frühstück-Flocken sind aus Weizen hergestellt, der weder chemisch gedüngt noch gespritzt wurde. Nach dem Verfahren von Prof. Dr. W. Kollath sind die Vollkorn-Weizenflocken in ihrem Vollwert stabilisiert: Unentbehrliche Stoffe für Wachstum und wichtige Vitamine der B-Gruppe bleiben erhalten.

Aus Zuschriften:

«Nach kurzer Probezeit war ich überzeugt, dass uns mit diesen Vollweizenflocken ein wirklicher Fortschritt in der Ernährung geschenkt wurde.»

«Seit Genuss des KOLLATH-Frühstücks ist meine Verdauung regelmässig.»

«Wir nehmen das KOLLATH-Frühstück seit 1 1/2 Jahren und verdanken ihm geregelte Verdauung und grössere Leistungsfähigkeit.»



Auf jedem Paket finden Sie Anregungen für abwechslungsreiche Zubereitungen.

Pakete zu 400 g Fr. 1.50

Pakete zu 2 kg (Haushaltpackung) Fr. 5.30

Nahrungsmittelfabrik E. Zwicky AG
8554 Müllheim-Wigoltingen/TG

